

Unsere Heimatsprache : Referat, gehalten an der Tagung zur Heimatkunde, veranstaltet vom Pestalozzianum [Teil 1]

Autor(en): **Günther, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **53 (1948-1949)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich 32, Telephon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. Oktober 1948 Heft 2 53. Jahrgang

Die Erbschaft

Wir leben im Vaterland und in der Muttersprache. Es ist das Land der Väter, das wir in der Sprache der Mütter lieben und loben. Das Land hat die Hand auf uns gelegt, wir gehören ihm; die Heimat und ihre Sprache aber gehören uns. Beide, Vaterland und Muttersprache, sind Erbstücke, die wir uns erhalten, die wir verteidigen und vor innerem und äußerem Makel oder gar Verfall bewahren wollen; denn wir haben sie zum Pfande von unsern Vorfahren übernommen und müssen sie weitergeben an unsere Kinder, die unsere Nachfahren und deren Ahnen wir sind. Uns liegt darum die Pflicht ob, sowohl Vaterland als Muttersprache in guter Hut, aufgeräumt, gelüftet und wohnlich zu erhalten.

Lasset uns immer über Wert und Würde der Muttersprache nachdenken und uns darauf besinnen, was wir zu ihrer Pflege, die ja zu unserm Heile geschieht, unternehmen können!

Aus Traugott Vogel: Vaterland und Muttersprache. Ein Wort zum Preise der Mundart. Artemis-Verlag, Zürich.

Unsere Heimatsprache

Dr. Carl Günther, Basel

Referat, gehalten an der Tagung zur Heimatkunde, veranstaltet vom Pestalozzianum, Zürich, Oktober 1948

Zu den Gebieten, auf denen der Mensch beständig den Ausgleich zwischen gegensätzlichen Forderungen suchen muß, gehört auch die Sprache. Sie ist einerseits objektive Norm, andererseits subjektive Form des Ausdrucks; ein fester Rahmen, der aber immerhin dem einzelnen Sprachträger nicht nur erlaubt, sondern ihn nötigt, schöpferisch tätig zu sein und die dem Augenblick angemessene Weise des Ausdrucks zu finden oder zu schaffen.

Diesen Anteil des Einzelnen sieht man besonders gut bei der Beobachtung der Frühstufen sprachlicher Entwicklung, beim Schreien und Pläudern, und später bei spontanen Äußerungen, wie sie bei den Interjektionen vorliegen. Von entscheidender Bedeutung für die Sprachgestaltung ist der Umstand, daß solche Äußerungen wiedererlebt, daß sie zu Objektivationen des eigenen Zustandes werden — hier schon beginnt im Sprachleben das Hin- und Widerspiel zwischen subjektiver Schöpfung und objektiver Norm. Bestimmte Möglichkeiten sind generell vorgezeichnet; sie werden individuell geprägt und angewendet und repräsentieren in dieser Prägung und Anwendung das Wesen des Sprechenden — auch für ihn selber. Mit solchen Voraussetzungen wächst das Kind in die Welt der Allgemeinsprache hinein.

Es ist — bei uns — nicht die Sprache Goethes und Schillers oder Herders und Kants, es ist « unsere Heimatsprache », aber sie ist wie die deutsche Schrift- oder Hochsprache ein einigermaßen festes Gefüge sprachlicher Ausdrucksform, die sich das Kind anzueignen hat. Es muß sie

« lernen ». Sie hat ihren bestimmten Wortschatz, ihr Formensystem, ihre stehenden Wendungen und nicht zuletzt ihre bestimmte, aber rational nur andeutungsweise zu bestimmende Ausdrucksform des Gefühls, die unmittelbar durch die seelische Haltung der Sprachträger bedingt ist.

Diese Sprache « lernt » das Kind nun nicht schulmäßig, d. h. planvoll und systematisch, sondern durch eine scheinbar zufällige und nie abgeschlossene Folge von Lebensakten, durchs Hören, durch Einfühlung, durch Gewöhnung und durch dauernde Versuche der eigenen Gestaltung.

Nie ist — außer in der Abstraktion der Lehrbücher — Sprache nur etwas Allgemeines, immer ist sie auch etwas Persönliches und Individuelles. Darin, daß sie uns zwingt, eine Verbindung zu schaffen zwischen dem Unvergleichlichen unserer einmaligen Situation und der allgemeinen Norm, gewinnt sie ihren bildenden Wert, der von keiner andern Ausdrucksform übertroffen wird.

Für die Beurteilung unserer Heimatsprache ist es nun zunächst wesentlich, daß sie *Lebenssprache* und nicht Literatursprache ist. Sie ist damit weniger als diese der intellektuellen Zersetzung, der Mode, den Zeitströmungen ausgesetzt. Sie wurzelt tiefer im Irrationalen, im Natürlichen, unmittelbar Gegebenen, wenn Sie wollen: im primitiven Leben, und ist damit von vorneherein dem Kinde nahe. Von der Literatursprache her gesehen, kommt ihr zweifellos etwas Kindliches zu; wir wollen uns dessen freuen, da es sich wenigstens — im Sinne dessen, was man eine ungebrochene Farbe nennt — um eine ungebrochene Qualität handelt.

Dieses Kindliche dürfte sich besonders darin offenbaren, daß unsere Heimatsprache — wie das Kind — im Konkret-Vorstellungshaften wurzelt und vor der Abstraktion zurückweicht. Für die Genauigkeit der Beobachtung und die Sinnenfälligkeit des Ausdrucks zeugen die langen Reihen von Synonymen (die im genauen Sinne des Wortes doch niemals Synonyme sind!) für Bewegungen des Gehens (wie goh, schlampe, schlurpe, hötterle, tsiengge, schwanze, fänderle usw.) oder für die Charakterisierung bestimmter Menschen (wie Chrachli, Nörzi, Gischpel, Hauderi, Nüeli, Schlampi usw.). An allen Ecken und Enden läßt sich die Lust, für das Besondere auch besondere Ausdrücke zu schaffen, feststellen, und der sprachlichen Neuschöpfung sind hierin fast keine Grenzen gezogen. Für die glückliche Bildhaftigkeit unserer Heimatsprache bei der Darstellung des Abstrakten und Unsinnlichen zeugen die vielen bildlichen Redewendungen, deren Bildhaftigkeit noch unverwischt und bewußt ist: vor der eignige Türe wüsche, s Heft i d Hand neh, eine bodige, hinderenand här si usw.

Kindlich ist unsere Sprache aber auch insofern, als sie — wie die Bevölkerung, die sie spricht, dem Kinde zugewendet ist. Ich weiß nicht, ob es irgendwo ein Land gibt, wo man im zärtlichen Umgang mit Kindern so besondere Töne anschlägt wie bei uns. Unsere Sprachmelodie ist ohnehin schon von ungemeiner Beweglichkeit — von außen Kommende behaupten, daß wir « sängen », da wir schon auf einzelnen Vokalen die Tonhöhe nicht halten, sondern glissando auf- oder absteigen. Aber im Umgang mit Kindern können wir darin Orgien feiern. Im Wortschatz finden wir einen Ableger davon im Umstand, daß wir — zumal im Umgang mit dem kleinen Kind — alles und jedes in die Verkleinerungsform setzen, die dadurch zur offiziellen Koseform wird. Kein Kind hat Nase, Auge, Hand, Füße, sondern Näsli, Äugli, Händli (noch lieber Handeli), Füeßli: keines schläft, schmiert, geifert

— es schlöfelet, schmierelet, geuferlet. Am auffälligsten tritt diese Tendenz zur Diminutivierung wohl zutage, wenn eine Mutter, zu ihrem Kinde gewendet, den Dativ des Personalpronomens der ersten Person in die Verkleinerungsform setzt und sagt: Chum zu mireli. Hier wird besonders deutlich, wie der Diminutiv für das Gefühl der Sprechenden einfach zur Form geworden ist, in der man sich liebend zum Kinde wendet.

Auch in allen anderen Bezirken des deutschen Sprachbereichs besteht neben der Schrift- und Hochsprache eine Heimatsprache, eine Mundart — sie ist in vielen Fällen von der unsrigen so verschieden, daß wir sie gar nicht ohne weiteres verstehen könnten. Diese deutschen Mundarten sind übrigens heute durch die ungeheuren Bevölkerungsverschiebungen einer schweren Belastungsprobe ausgesetzt, und es wird wenige geben, die nicht Spuren der über das deutsche Land gegangenen harten Zeit davontragen werden. Was das Schweizerdeutsche betrifft, so hat man immer wieder versucht, seine Eigenart in besonderen lautlichen, lexikographischen oder formalen Kennzeichen zu erkennen. Es ist nichts damit: weder gehen solche Erscheinungen durch alle schweizerdeutschen Mundarten hindurch, noch grenzen sie diese bestimmt von allen nichtschweizerischen Mundarten ab. Die Eigenart des Schweizerdeutschen besteht innerhalb der deutschen Mundarten nicht in formalen Eigenheiten, sondern, wie Otto von Greyerz schon festgestellt hat, im Umstand, daß unsere Heimatsprache Allgemeingut aller Stände ist, die Sprache des Lebens, und daß es keine Stände gibt, die unsere Volkssprache nicht sprächen.

Vielleicht darf man dem heute noch etwas Weiteres beifügen. Es hängt mit unserer hart durchgekämpften Geschichte zusammen, daß wir gelernt haben, den Zusammenschluß zu einem Ganzen zu erstreben, ohne den Einzelnen in diesem Ganzen untergehen zu lassen, daß uns Gottfried Kellers « Mannigfaltigkeit in der Einheit » nicht zu einem Stein des Anstoßes, sondern zum Behagen und zur innerlichsten Freude geworden ist. Davon profitiert auch unsere Sprache, und ich weiß nicht, ob es anderswo im selben Maße der Fall ist, daß man eines jeden Mannes Mundart ehrt — ja nicht nur ehrt, sondern sie — je unverbraucher sie ist, desto lieber — als edeln Kronzeugen eigenständigen Lebens und besonderen Wertes nimmt.

Wenn wir sie so nehmen, so ist offenbar unser wiedererwachter Sinn für einen gesunden Föderalismus mit im Spiel; es dürfte aber auch das Gefühl beteiligt sein, daß es sich, wenn wir wirklich echte und unverfälschte Mundart hören, mehr und mehr um einen Seltenheitswert handelt. Darüber können wir uns keinen Illusionen hingeben: unsere Mundarten als Ausdrucksformen bestimmter engerer Landschaften verlieren zusehends ihr Eigengepräge. Es ist daran nicht nur der Einfluß der Schriftsprache in Buch und Zeitung, in Predigt, Versammlung und im Radio schuld — diese Faktoren bewirken eine gewisse Annäherung an die Hochsprache und zeitigen ein Zwischendeutsch, das ja schlimm genug ist und oft genug gezeißelt wurde. Man könnte auch — und nicht völlig ohne Aussichten auf Erfolg — dagegen anzugehen versuchen, wie es schon Otto von Greyerz verlangte: durch die unerbittliche Forderung, daß Mundart und Schriftsprache peinlich voneinander unterschieden werden. Aber gegen die wechselseitige Angleichung unserer Mundarten ist kein Kraut gewachsen: der Prozeß vollzieht sich tagtäglich vor unseren Augen und Ohren, und es sind dabei Kräfte im Spiel, gegen die wir nicht aufkommen. Der zunehmende Verkehr und

die wirtschaftlichen Verhältnisse bewirken, daß wir keine einigermaßen abgeschlossenen Landschaften mehr haben; Eheschließungen über Mundartgrenzen hinweg sind gang und gäbe, Stellenantritte von Familienvätern, die ihre Familie mitnehmen, in fremdem Mundartgebiet erfolgen laufend. Daraus ergeben sich Anpassungen (auch in der Sprache) ohne Zahl — das Ergebnis wird ein Gemeinschweizerdeutsch sein, wie es heute schon an Sitzungen schweizerischer Verbände gesprochen wird und das nur noch ahnungsweise erraten läßt, wo der jeweilige Sprecher ins Leben gewachsen ist.

Wir alle sind der Überzeugung, daß eine solche Entwicklung für unser geistiges Leben mit schmerzlichen Verlusten verbunden wäre. Aber es ist nicht ganz einfach, schlagende Beweise dafür ins Feld zu führen, weil allzu vieles der sprachlichen Erscheinungen und ihrer Beziehungen zum seelisch-geistigen Leben rational kaum faßbar ist. Daß auch in der Sprache ein bildender Geist wirksam ist, der auf den Sprachträger zurückwirkt, läßt sich wohl behaupten und in extremen Fällen auch mit sorgfältig ausgesuchten Beispielen belegen; aber wenn wir diese Überzeugung auch teilen, so stützen wir uns dabei doch mehr auf eine gefühlsmäßige Erfassung der Zusammenhänge, als daß wir — zumal im beliebigen einzelnen Fall — in der Lage wären, sie zu beweisen. Wenn wir ganz vorsichtig sein wollen, so könnten wir wohl folgendes erwägen:

Sprache als Ausdrucksmittel eines Lebenskreises ist durchaus den Menschen und Verhältnissen dieses Lebenskreises angepaßt. Für die Inhalte, die in ihrem Bereiche von Bedeutung sind, schaffen sie sich den erforderlichen sprachlichen Ausdruck, und zwar oft in erstaunlicher Vielfältigkeit. Wird der Lebenskreis weiter, so treten Menschen hinzu, die andere sprachliche Bedürfnisse haben; es spalten sich die «Sondersprachen» ab, und was als Gemeinsprache übrigbleibt, verliert die Beziehung zu seinem Ursprung: die Sprache «verblaßt». Letztes Stadium: ihre Bezeichnungen treffen nicht mehr Vorstellungen, sondern nur mehr Begriffe. Gegen die Begriffe, die ein wichtigstes Mittel zur geistigen Beherrschung des Lebens darstellen, sei nicht das geringste gesagt — allein sie müssen gewonnen und nicht übernommen werden. Werden sie nur übernommen, so besteht die Gefahr, daß wir am Leben vorbeileben: denn das Leben besteht aus einzelnen Erscheinungen, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben, um sie schließlich begrifflich zu ordnen. Hierzu verhilft uns die Sprache, die unserem Lebenskreis angepaßt ist, die, konkret, aufs Sinnenhafte geht, uns fühlen läßt, daß unser Wort dem Leben und nicht nur dem Gedanken verbunden ist. Hierzu verhilft uns die Heimatsprache, sofern sie noch Beziehungen zum ursprünglichen Leben hat.

Wir können und wollen nichts erkünsteln, aber wir sollten uns bemühen, dort, wo es noch möglich ist, diese Beziehungen der Sprache zum Leben der Heimat sichtbar zu machen: es ist eine Heimatkunde besonderer Art und gewiß nicht die schlechteste, da es sich um die Belebung und Verankerung eines geistigen Gutes handelt, mit dem ein jeder umgeht. Es braucht dazu keine Systematik, keinen Leitfaden, keine Lehre, keine Vollständigkeit. Es braucht nur die Weckung des Sinnes, die Schürung der Frage, die Pflege des Gefühls, daß Sprache und Leben zusammengehören.

Zu wünschen wäre allerdings, daß hierin das Elternhaus dem Kinde das solide Fundament mitgäbe, auf dem die Schule aufbauen kann. Dieses

solide Fundament bestünde darin, daß dem Kinde genaue Vorstellungen vermittelt und mit bestimmten Bezeichnungen in Verbindung gebracht würden. Es geschieht diese Fundamentierung aus der unmittelbaren Einfühlung in kindliches Leben heraus, und es ist leider so, daß sie manchmal auch bei jungen Müttern nicht mehr gefunden wird. Ich stand jüngst am Straßenrand, als eine junge Mutter ihr Vierjähriges zurückrief und ihm erklärte: «De darfsch mer nit dervo, wenn so vil Verkheer isch!» — Verkheer! So reizend das baslerische lange offene «e» klingt — was für ein Wort für und an ein Vierjähriges! Wenn es so viele Leute, so viele Autos hat, aber nicht, «wenn so vil Verkheer isch» — hier schleicht sich vor der Zeit ein Abstraktum in die Welt des Kindes. Vielleicht ist dies nicht so schlimm wie der Umstand, daß die Gelegenheit verpaßt war, ein Konkretum seinen Platz einnehmen zu lassen.

Aus der Lust an der Anschauung, aus der Lust am Konkreten heraus hat unsere Sprache Wendungen geschaffen, die nicht nur erdnah sind und darum dem Kinde entsprechen — sie sind auch nachprüfbar, regen das Denken an und fordern die eigene schöpferische Kraft heraus. Dies leistet in sehr bedingtem Maße eine Schriftsprache — in unvergleichlicher Weise aber die Mundart, die dadurch eine unschätzbare bildende Kraft erlangt. Es ist traurig, wenn Kinder von dieser Quelle ferngehalten werden, und es ist schmerzlich, daß diese Quelle weniger frisch fließt als ehemals, so daß das Sprachbewußtsein immer weniger durch die sprachlichen Erscheinungen selber aufgerufen wird. Wir können das Rad nicht zurückdrehen, aber wir können wenigstens das zu retten suchen, was noch zu retten ist.

Freilich wird es sich zuerst darum handeln müssen, den guten Kindersinn bei den Erwachsenen wieder anzufachen, sie zur Einsicht zu bringen, daß man seine Kinderliebe nicht durch teures Spielzeug, das man als Kram heimbringt, unter Beweis stellt, sondern daß man Zeit und Hingabe an die Kinder wendet, auf sie eingeht, mit ihnen lebt und spielt, erzählt und singt — dann tauchen alte Sprüche und Scherze wieder auf, dann meldet sich auch bald einmal wieder die Lust, es aus eigener Kraft mit einem Spruch, mit einem Scherz es zu versuchen. Wird es in unserem nur mehr geschäftigen Leben noch dazu kommen können? Wird das Haus leisten, was ihm vor allen anderen Instanzen zukäme? — Solang es darin nicht leistet, was nötig wäre, wird die Schule zu tun versuchen müssen, was in ihrer Kraft liegt.

Damit ich nicht dauernd bei allgemeinen Umschreibungen bleibe, erlaube ich mir nun, gestützt auf eine private und mehrere publizierte Sammlungen, Ihnen einige Proben zu unterbreiten, die zeigen sollen, wie die ursprüngliche, nicht verblaßte Heimatsprache in ihrer Bildhaftigkeit dem Kinde zum Bewußtsein bringen kann, daß das Wort seinen Hintergrund hat; die Erfassung dieses Hintergrundes aber führt weiter zum Denken und Urteilen, und sie spornt zur persönlichen Gestaltung an.

Sie kennen die Aprilscherze, wenigstens einige wenige. Kinder kennen den einen oder andern. Es gibt ihrer eine große Zahl, und es brauchte keine abnorme schöpferische Kraft, sie zu vermehren. Ein Kind soll in der Apotheke — oder anderswo — holen: natürlich Ibitum, dann aber: gradi Hööggli, Schmiermiasalbe, Gartetüürlisooome, Längmereis, Stighooggenöl, Tubemilch, Chräbsbluet, Muggefett, rosagrüeni Tinte, Flöigesalat, e rote Bläuel, e Zemänthobel, e Vierlig Augemäß.

Sie kennen die Frag- und Antwortscherze, bei denen oft genug eine sprachliche Einsicht aufleuchten kann: Was isch los? — alles, was nid abunden isch. Wänd Sie so guet si? — So guet bin i, aber nid besser. Wie gohts? — Chrumm und grad, wi nes Wagerad. Was machsch? — E Nachtchappe mit Ermel; oder: e Handhebi an e Mählsack; oder: es Mässer ohni Chlinge, wo s Hefti fehlt. Was bringsch mer hei? — Es goldigs Nüteli, es silberigs Nienewägeli, e lange Dänkdra, e lange Wartdruuf. Was gohsh go hole? — Es wyßtannigs Hagebuechli, hagebuechig Tannzäpfe. Und auf die Frage « Wann? »: Übers Johr im Herbscht, wenn d'Ägerschte chalbere — die nächscht Wuchen am drü, wens rägnert am vieri — wenn d Wiehnecht im Summer isch.

Sie kennen die lustigen Sprüche, die dem Essen gelten: Dreimal gsalze und doch no z räß — s Brot isch uf em Laden obe, mer nähme ekeis — z Mittag häm mer Späck, Schwinigs und Säufleisch gha — es git nüt Bessers as öppis Guets — sie händ e gueti Choscht, aber nüt z ässe — er mag ässe was er will, so tuet em s Schaffe nid guet.

Die Ausdrücke zur Kennzeichnung von Menschen sind unübersehbar: er het es glismets Gwüsse — er studiert wi amene falsche Eid — er het si besseret wi ne alte Händsche — s isch sim Muul nid z troue, wens emol agfange het — er meint, er sig der Chabis und de Stock — Muet hätt er scho, aber s Guraaschi fehlt em — de Duume fallt em i d Hand — er hets wi de Wägwiser: er zeigt de rächt Wäg, aber sälber goht er ne nid — er gseht um d Egge und ghört dur d Wänd — er het es Hirni, ke Luus groß — s git Dummi und ganz Dummi; du bish ke Dumme — er dänkt nid über d Nase use — er ghört s Gras wachse und d Flöh hueschte — er redt mit zwöi Mülere.

Zu Schlaf und Arbeit: Mer göhnd uf Bettehuse go Fädere trösche — lang Stich händ enand, s sind euere wenig — mer bruuche nid z pressiere, mer händ Arbets gnueg — ufpasser wi ne Häftlimacher — er isch vo Torlike, nid vo Lupfige. Zum Niesenden: Gschidheit! Gsund bish.

Zur leiblichen Beschaffenheit: Chellehänki (= hervorstehende Schlüsselbeine) — i zwick der eis, wo d am höschte bish bim Spönüfläse — er het de Chopf uuf wi ne Ähriläser — s Muul goht em wi nes Bachstelzefüdü.

Solche Ausdrücke sind nicht immer fein; man kann sie ja sieben. Aber wir wissen, wie sie innerlich seit früher Kindheit mit uns gehen und was für eine beglückende Sensation es war, wenn wir den einen oder andern durchschauten. Mein Vater ist fünfzig Jahre tot — ich trage immer noch Aussprüche dieser Art, die er tat, durch mein Leben. Sie weckten die unbändige Lust, auf die Sprache zu hören, es mit ihr aufzunehmen, nicht sie auszuschöpfen, was uns niemals gelingen wird, aber aus ihr zu schöpfen.

Sie haben in ihrer Form etwas Zufälliges, an den Augenblick Gebundenes, wenschon manche unter ihnen mehr oder weniger fest geprägt ins allgemeine Sprachgut übergangen und übergehen — jedenfalls heute sind diejenigen häufiger, die aus dem Sprachgut wieder verschwinden und so mithelfen, daß unsere Heimatsprache einen guten Teil ihres angestammten herrlichen Reliefs verliert. Was ist es schon, wenn dafür der Sportjargon einen Fußball « in die Kiste » spediert!

(Schluß folgt.)